

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 100.

Samstag, 29. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

(5. Fortsetzung.)

Erzählung von Gisella Gräfin Rielmannsegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin und Etelka hatten eigenhändig die Aufbahrung der Leiche besorgt, die nun bereits im Sarg, mit Blumen bedeckt und umgeben, in feierlicher Ruhe dalag. Bodrog war im Laufe des Nachmittags bei Miklos gewesen. Sie hatten eine lange Auseinandersetzung. Miklos war erbittert gegen Etelka, und klagte sie an, die Schuld an allem Unglück zu sein. Er weigerte sich, sie zu sehen. Mit unendlicher Mühe gelang es Bodrog, ihm klar zu machen, daß, wenn er diese, seine Ansicht in die Öffentlichkeit bringe, er Etelkas Leben zerstöre und ihr eine Last aufbürde, unter der das arme Kind zusammenbrechen würde. Was geschehen, könne nicht rückgängig gemacht werden und das Unglück noch vergrößern, darin läge weder ein Trost noch eine Genugtuung. Außer ihm und Etelka wisse kein Mensch, was die Ursache des fatalen Sturzes gewesen sei, und er fordere nun Miklos das Bekenntnis ab, über diesen Punkt zu schweigen. Wenn auch noch jetzt nicht, so würde die Zeit noch kommen, wo er einsehen würde, wie recht er habe.

Was würde Miklos dadurch gewinnen, daß er Etelkas Zukunft zerstöre und ihr auch noch die Schuld am Sterben der von ihr so innig verehrten Freundin zuschreibe? Die Welt würde schadenlos die Sache aufgreifen und namenloser Jammer und Kummer über die Familie Poltan hereinbrechen.

Etelka war bisher der Gedanke noch nicht gekommen, ihren unüberlegten kindischen Streich in Zusammenhang mit dem Tod von Miklos' Mutter zu bringen. Nach langem Zureden gelang es Bodrog endlich, das geforderte Versprechen zu erhalten und mit einem tiefen Aufseufzer der Erleichterung verließ er das Krankenzimmer. Seinerseits aber hatte er Miklos die Versicherung geben müssen, daß Etelka erst dann bei ihm vorgelassen würde, wenn er es verlange.

Etelka saß wartend auf der Terrasse. Sie lief Bodrog entgegen, als sie seiner ansichtig wurde, bestürmte und beschwor ihn, ohne eine Antwort abzuwarten, sie zu Miklos zu führen.

Sehr ruhig und bestimmt erklärte er ihr, daß davon keine Rede sein könne. Und dann machte er sie nochmals darauf aufmerksam, daß sie über den Vorfall an der Ganda schweigen sollte, da es auch Miklos Wunsch sei und er keine überflüssigen Klatschereien herausbeschwören wolle. Er sei bei einem Sprung gestürzt und damit sei diese Sache abgetan. Daß eine alberne Kinderei die Ursache war, ginge ja niemanden etwas an, und ändere nichts an den Tatsachen. Er brachte das alles so ruhig und natürlich vor, daß Etelka kein Verdacht kam, welch ernster Hintergedanke ihn dazu bewog, und auch sie ihm das Versprechen gab, zu schweigen.

Wochen verstrichen. Gräfin Poltan pflegte Miklos aufopfernd und hatte ihm seinen Haushalt in Ordnung gebracht. Die treue alte Kammerjungfer Marie funktionierte als Haushälterin und hielt strenges Regiment.

Bodrog ritt täglich herüber, überwachte die Beamten und stand dem unglücklichen Miklos treu zur Seite. Verschiedentlich hatte er versucht, ihn zu bewegen, Etelka zu empfangen, denn Gräfin Poltan hing an ihr Befremden darüber auszusprechen, daß er sich so hartnäckig weigere, seine Jugendgespielin zu sehen. Bodrog versuchte es damit zu entschuldigen, daß es ihm noch zu peinlich sei, sich dem jungen Mädchen in seiner Hilflosigkeit zu zeigen. Die Gräfin schüttelte ungläubig den Kopf. „Da steckt etwas anderes dahinter“, dachte sie. „Nun, wie er will, ausdrängen soll sich Etelka nicht...“

Etelka war sehr still und sah auffallend schlecht aus; ihre Mutter fing an besorgt zu werden. „Der Tod unserer alten Freundin ist dem armen Kind doch näher gegangen als ich gedacht hätte, denn bei ihrer Jugend vermischen sich traurige Ereignisse für gewöhnlich schneller. Ich muß irgend etwas mit ihr anfangen, um sie zu zerstreuen“, bemerkte sie eines Tages zu Bodrog. „Sie ist seit dem Unfall von Miklos nicht mehr geritten und sonst saß sie stundenlang auf ihrem Pferd. Nur zu viel. Jetzt geht sie ins andere Extremale über.“

„Ich sehe die Veränderung auch“, antwortete Bodrog, „und habe darüber nachgedacht, wie man ihr helfen könne. Das alte Mittel ist immer noch das Beste meine ich. Neue Eindrücke, völliges Herausreißen aus der gewohnten Lebensweise und Umgebung! Schicken Sie sie fort für ein paar Monate, aber gleich.“

„Wie nur einen passenden Standort finden?“ erwiderte Gräfin Poltan nachdenklich.

„Ich meine, es liegt Grund genug vor, um Dr. Forty zu veranlassen, sich dahin auszusprechen, daß Komtesse Etelka unbedingt Aufenthaltsveränderung braucht, um sich zu erholen, da sie entschieden schlecht aussieht und in Gefahr schwabe, ernstlich zu erkranken“, schlug Bodrog vor.

„Sie haben recht, und ich werde Ihren Rat befolgen, muß aber vorher Forty genauen Bescheid geben.“

So eingeleitet ging die Sache vortrefflich. Die an unbedingten Gehorsam gewöhnte Etelka setzte nur schwachen Widerstand entgegen. Fräulein Janny bekam strenge Verhaltensmaßregeln und innerhalb weniger Tage traten sie die Reise nach Langenscheidt an, wo Etelka die Kur gebrauchen sollte.

Ungern schied sie und erbat sich unter Tränen das Versprechen, sie über das Befinden von Miklos auf dem laufenden zu erhalten.

„Ich begreife gar nicht, daß Etelka so untröstlich über den Unfall von Miklos ist! Wenn sie ihren Jugendfreund auch sehr lieb hat, so steht ihr Kummer doch in keinem Verhältnis dazu. Das Kind ist beinahe schweranfällig.“

„Sie hat eben ein weiches Herz, ist sehr empfindlich und empfänglich für alle Eindrücke“, lenkte Bodrog ab. „Sie kann über das Entsetzen nicht hinwegkommen, Augenzeuge der Katastrophe gewesen zu sein, und je

weniger man in ihrer Gegenwart darüber spricht, um so besser."

"Ich werde nach allen Seiten hin darauf einwirken, daß dies beobachtet wird. Wenn sie nach acht Wochen zurückkommt, haben sich die Menschen ja sicher beruhigt und finden ein anderes Gesprächsthema."

"Glauben Sie mir, Gräfin, Zeit gewonnen, alles gewonnen, heißt es auch in diesem Fall."

Etella schrieb regelmäßig und Fräulein Fanny erstattete gewissenhaften Bericht. Ihr Schützling wäre noch blaß und still. Gräfin Boltan las die Briefe Bodrog vor, der immer dieselbe Antwort darauf hatte: "Zeit lassen, Zeit lassen, es wird schon besser werden."

Mit Miklos ging die Sache auch nicht vorwärts und der arme junge Mensch hatte derartige Verzweiflungsanfälle, daß Bodrog in großer Sorge war, und oft tagelang an seiner Seite blieb, ihm zusprach und ihn beruhigte.

"Ich soll vielleicht mein Lebenlang so daliegen, unbeweglich wie ein Goldblock! Nein, und tausendmal nein! Ich mache ein Ende!" schrie er wie rasend. Gegen diese Krise gab es nur ein Mittel, starke Opiumdosen, die den unglücklichen Mann in stundenlanger Betäubung niederhielten. War die Wirkung vorbei, lag er für gewöhnlich noch halbe Tage in apathischer Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit.

Bodrog stand der Zukunft ziemlich ratlos gegenüber und alles Nachdenken half nichts. Gegen die trostlosen Tatsachen war nicht aufzukommen. Miklos wurde mit jedem Tag verbitterter und aufässiger gegen sein Los. Etella hatte er als die Urheberin alles Unheiles, er sah sie beinahe als Mörderin seiner Mutter an und Bodrog erschrock über den finsternen Ausdruck, den sein Gesicht annahm, wenn die Rede auf das junge Mädchen kam. Alle Versuche, ihn milder zu stimmen, scheiterten, und sogar gegen Etellas Mutter fing er an gereizt zu werden, so oft sie ihm von des jungen Mädchens Aufenthalt und Befinden zu erzählen begann. Sie äußerte ihr Befremden hierüber und frag Bodrog, was er davon hielt.

"Es sind eben die unerklärlichen Launen eines Schwerkranken. Es soll ja oft vorkommen, daß sie ganz unbegründet eine Aversion gerade gegen die Menschen fassen, die ihnen sonst am nächsten gestanden haben", pflegte Bodrog darauf zu antworten.

"Es kränkt mich sehr und tut mir weh, denn unwillkürlich beeinflusst es mich auch im Verkehr mit ihm", sagte Gräfin Boltan. "Und im An denken an meine verstorbene Freundin möchte ich doch so gerne alles, was in meiner Macht steht, tun, um ihm sein entsetzliches Los zu erleichtern."

"Das verstehe ich vollkommen und ich kann nur wünschen und hoffen, daß diese Phase eine vorübergehende ist", antwortete der Graf.

Die Zeit schlich dahin. In Miklos Zustand stellte sich keine wesentliche Veränderung ein. Langsam mußten Vordrohungen getroffen werden, um eine Lebensweise den Verhältnissen entsprechend einzurichten und um dem Arznen jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Fahr- und Rollstühle wurden angeschafft, ein gewandter Pfleger als Kammerdiener aufgenommen, mit einem Wort, was Geld und guter Wille zu tun vermochten, geschah. Die Stimmung des Kranken verbesserte sich nicht. Er war gereizt, nervös und mürrisch. Seine Umgebung litt schwer unter seinen unberechenbaren Launen und Gefühlsausbrüchen. Gräfin Boltan ebenso wie Bodrog waren unermüdlich in ihren Bemühungen um ihn, aber alles prallte an der Unzulänglichkeit und trostigen Verschlossenheit seines Charakters ab. Die Gräfin klagte oft darüber, daß sich der junge Mensch so verändert hätte in seinem Wesen, er, der so heiter, weich und liebenswürdig ihnen von Kindheit nahe gestanden habe, sei seit dem Unglück feindselig, fast gäßig gegen die alten Freunde geworden. Etella war wiedergekommen, frisch und rosig, aber doch still und ernst. Noch immer weigerte sich Miklos,

sie zu sehen. Als er nach langem Zureden endlich den Entschluß gefaßt hatte, an einem sonnigen, warmen Frühlingstag mit dem Fahrstuhl hinaus geschoben zu werden, ritt Etella eben in den Hof. Sie sprang vom Pferd und eilte auf ihren Spielkameraden zu. "Miklos, Miklos, endlich seh' ich Sie wieder!" rief sie ihm schon von weitem entgegen. "Ich habe mich so danach gesehnt!" Ihre Stimme war heiser vor Erregung und ihre Augen schwannten in Tränen, als sie der hilflosen, zusammengesunkenen Gestalt ansichtig wurde. Das frische, blühende, junge Knabengesicht war bager und fahl geworden, der offene freundliche Blick von einst finster und scheu. Er murmelte eine leise Verwünschung und schob die entgegengestreckten, zitternden Hände Etellas unwirsch beiseite. "Nur keine Fragen und Redensarten. Lassen Sie mich, bitte, in Ruhe, ich brauch kein Mitleid und will allein sein."

Etella erleichte bis in die Lippen. "Miklos, bitte, seien Sie nicht so hart. Wenn ich auch die Veranlassung zu dem verhängnisvollen Sprung war, so konnte ich im Grunde genommen doch nichts dafür, daß Sie ihn taten, und daß er so unglücklich ausfiel. Sie ahnen ja nicht, was ich gelitten und was ich noch durchmachte! Wenn Bodrog sich meiner nicht so angenommen hätte, ich wäre wahnsinnig geworden."

Miklos lachte höhnisch auf: "Bodrog, natürlich! Das ist der Held! Der steht anders da als wie ich elender Krippel! Lassen Sie mich doch allein, gehen Sie zu ihm, der wird Sie schon zu trösten wissen! Das ist ein Feiner, der kriegt einem im Handumdrehen herum. Mich hat er ja auch in der Tasche."

"Aber Miklos, wie kann man so ungerecht sein! Er nimmt solchen Anteil und denkt Tag und Nacht darüber nach, wie und wo er helfen kann."

"Braucht er gar nicht. Ich werde schon allein fertig, soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern", kam es barsch zurück. "Übrigens — da kommt er geritten. Wohl ein Stelloichein, was? Nasch, Janos", rief er seinen abseits wartenden Kammerdiener an. "Schieben Sie mich zur Sonnenuhr. Gute Unterhaltung, ich will nicht stören", höhnte er im Forttollen zu Etella herüber.

Sie stand wie versteinert, an allen Gliedern zitternd vor Entsetzen über die eben empfangenen Einbrücke. Bodrog war vor dem Stallgebäude abgestiegen und kam eilig auf Etella zu. Seine scharfen Augen hatten sie sofort erpäßt, und Miklos nachsahend, der sich so schnell fortrollen ließ, ahnte er, daß es eine unangenehme Auseinandersetzung gegeben haben müsse. Mit Unruhe hatte er einem ersten Zusammentreffen der Beiden entgegen gesehen. Er hoffte immer noch, es einige Zeit hinausschieben zu können, in dem Glauben, daß Miklos' Groll einer mildereren Stimmung weichen würde.

Etella barg ihr Gesicht in beide Hände und ihr ganzer Körper wurde durch das ungestime Schluchzen erschüttert, das sie nicht unterdrücken konnte.

"Aber Komtesse, fassen Sie sich doch! Was hat er denn gesagt, um Sie so zu verlegen. Bedenken Sie, wie krank und elend der arme Junge war, was er alles durchgemacht hat. Heute ist er zum erstenmal wieder draußen, da stimmen all die Erinnerungen auf ihn ein und er verliert jede Selbstbeherrschung. Was immer er sagt und tut — man darf es dem Arznen nicht nachtragen. Er wird sich mit der Zeit beruhigen und ins Unabänderliche fügen. Wie lange er dazu brauchen wird, das läßt sich allerdings nicht vorausbestimmen."

(Fortsetzung folgt.)



Sei zum Leben stets bereit,
Nicht karglich deine Gaben,
Denn, in deinem letzten Kleid
Wirft du keine Taschen haben.

Deine

Das Fliegerlager bei Görz.

Im „Verdingste Tidenbe“ schildert Henry Wellen einen Besuch bei den österreichischen Fliegern an der Monzofront: Einige Kilometer hinter Görz erweitert sich „das Tal der Rosen“ zu einem Kessel, über dessen Boden Zelthangare und Baracken verstreut sind. Die italienischen Flieger kennen die Stelle. Cadorna hat in seinen Berichten mehrmals von der vollständigen Vernichtung des Flugplatzes gesprochen. Einmal fiel auch eine Bombe in einen Hangar hinein — ohne zu explodieren! Einige der Zelte sind mit Bäumen bemalt, ungefähr so, wie das Zelt der Schlangendame auf dem Jahrmarkt aus unserer Jugend. Auf diese Weise sollen sie nicht aus der Landschaft herausfallen. Andere feste Hangare, halb in den Abhang eingegraben und ganz niedrig, erinnern an meisten an große Futterale; sie haben genau die Größe und T-Form der Flugmaschine und sind mit Näsen maskiert. Unten auf der Wiese wachsen schwarze und mennigrote Gitterträger aus dem Grün. Eisen und Glas fügen sich zu einer modernen Renaissance zusammen, die für die Kampfapparate bestimmt ist. Im Bewegungskrieg führen die Flieger ein Vagabundenleben; alles ist auf Rädern, die Zelte werden binnen einer Stunde abgebrochen. Das Handgepäck wird hinten im Apparat verstaut, und der Umgang vollzieht sich mit dem Aeroplan. Man nennt eine solche Kompagnie einen Wandergirlus. Am Monzobogen, wo der Krieg sich auf der Stelle festgebissen hat, verliert die Fliegerstadt mehr und mehr ihr interimsistisches Gepräge. Man richtet sich auf längeres Verweilen ein, baut solide Hangare, die einem Sturm von 50 Sekundenmeter Widerstand leisten können, Offiziersbaracken, Gleise, auf denen die Flugzeuge zum Startplatz verbracht werden, und bombensichere Betonbunkers, worin eine ganze Kompagnie bei italienischen Fliegerangriffen Platz finden kann. Eine Windfahne flattert . . . ein rot- und weißgestreifter Kaffeesack, der jede Brisse fängt und sich auflöst, um im nächsten Augenblick wieder schlaff gegen die Stange zu klaffen. Der Radiomast spreizt geheimnisvoll seinen regenschirmförmigen Gitterfänger. Am Rande des eigentlichen Startfeldes, wo das Inspektionshaus mit einem über der Tür als Wahrzeichen angehängten, zerbrochenen Propeller liegt — auf dem Tisch davor sind Nivellierungslinien wie eine Kompassrose gezogen, jeder Strich eine Kampfschleife: Montefalcone, Osilavia, Roissdaga, Ubbia, Tolmino — hier ist ein Trupp russischer Gefangener damit beschäftigt, den Weg auszubessern. Sie werden von einem ihrer eigenen Unteroffiziere kommandiert, einem Brachterkomplut, der streng darüber wacht, daß seine Landsleute etwas tun. Nur wenn ein italienisches Geschwader mit Bomben unterwegs ist, verläßt ihn seine Autorität. Alle müssen gegen einen wahren Schrecken vor Flugzeugen und vertrockneten sich am liebsten, sobald ein Brummen in der Luft vernnehmbar ist. Aber neulich geschah es, daß einer den Kopf herausstreckte und das schwarze Kreuz sah, das das Flugzeug der Mittelmächte bezeichnet und daher seinem Kameraden beruhigt zurief: „A, das ist ja einer von uns!“

Jeden Morgen kommen wir von dem kleinen Schloß im Rosental angefahren, 8 Menschen dicht zusammengepreßt im Automobil der 12. Fliegerkompagnie, deren Gast ich bin. Oberleutnant Hübnert, neben dem Kompagnieführer Hauptmann Napad Gruber, der Offizierspilot der Kompagnie, ist gewöhnlich unser Chauffeur. Die beiden Kompagniehunde „Ruffi“ und „Mora“, die durchaus nicht mitkommen dürfen, weil sie ein unseliges Bedürfnis haben, den startenden Apparaten in den Schwanz zu beißen, sind dennoch ausgebrochen und jagen uns auf dem Wege nach. Wir holen Truppenabteilungen von Redgora und Monte St. Michele ein, Kolonnen ohne Ordnung, todmatte Männer, die — nach einem viertägigen Trommelfeuer abgelöst und stocktaub — in Reserve gehen. Alle haben sie erschöpfte Gesichter und wanden, als ob sie im Schlaf gingen. Einige schlafen wirklich, den Kopf geneigt, die Beine sich bewegend wie ein Uhrwerk, das man aufgezogen hat und das nun weitergehen muß. Gupe, Wolfschrei, Pfeife und schließlich schwere Klüche . . . nichts kann sie zum Aufweichen veranlassen. Sie hören uns nicht, sehen uns nicht. Alles, was wir an Rärm aufbringen können, ist für sie tiefe Stille. Sie gehen nur und gehen, hinein in den Sonnenschein und die Träume. . . Das Automobil erreicht den Startplatz der Zwölften und fährt vor dem Inspektionshaus vor. Der Nachhabende nickt „n Morgen“ und erstattet, mit einem Versuch von Strammheit dem Kommandanten gegenüber, Meldung. Die Apparate stehen bereit wie gestaltete Pferde.

Ein Motor wird erprobt und bringt ein privates Schirmweiser hervor; die Grasshalme legen sich flach zurück, und den Soldaten, die sich dagegen stellen, um den Apparat festzuhalten, haben sich die Brust über den Kopf gebogen. Der Chauffeur des Flugzeuges, der für den Piloten das ist, was der Pferdewärter für den Kavallerieoffizier, der brave Mann, auf dem viel ruht, richtet sich auf und melde die Umdrehungsgiffer. Run in die Lederhosen, den Sweater zugelknüpft, die Brille auf und den Schal zweimal um den Hals gewickelt! Eine Hand, die sich erhebt — und der Apparat rollt bereits. Abirgend ist der Start angenehm frei von Sentimentalität. Ich strenge mich an, ebenso unbeeinträchtigt wie die anderen auszufahren, und zittere selbstverständlich innerlich vor Nüchternheit und Ärger. Ich finde, der Augenblick ist groß; daß das Leben einen Sinn hat und daß der Tod auf der Höhe des Jahrhunderts steht! Später, nach einigen Flügen, werde ich glücklicherweise auch weniger hochtragend, lasse die Brille zu Haus und nehme die Kriewärmer mit. Für sie habe ich da oben mehr Verwendung. (Zens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der Wald und der deutsche Soldat. Über die Bedeutung von Wald und Holz im Kriege hat die „Holzwelt“ eine Rundfrage an unsere Heerführer gerichtet, die einen interessanten Beitrag zur Psychologie des deutschen Soldaten darstellt. So betont Generalfeldmarschall von Mackensen im allgemeinen, daß die große Bedeutung von Wald und Holz auch für die Kriegsführung ohne Zweifel sei. Generaloberst Conrad von Hörsing rühmt die erwidende Wirkung des Waldes auf den Soldaten: „Wenn ich seinerzeit als Bataillons- und Regimentskommandant mit meiner Truppe allein marschierte, so führte ich sie in heißen Tagen — wo nur möglich — abseits der Straße durch den Wald; die Leute durchzogen ihn singend, mit den Mützen in der Hand . . . Waldbegegnisse haben in diesem Kriege unschätzbaren Wert gewonnen, besonders für die zahllosen Holzprovisorien bei Bau und Wiederherstellung von Brücken, als Schwellenholz für die Bahnen, sowie als Material für Unterstände und Deckungen im Stellungskrieg, ferner als Brennholz während bisher zweier Winterfeldzüge. Die nationale Pflege des Waldes bildet zweifellos eine Pflicht.“ Daß der Wald für den Stellungskrieg von höchstem Wert ist, heben mehrere Generale hervor. So schreibt Generalleutnant von Ravenstein: „Jeder Soldat freut sich, wenn er beim Stellungskrieg Wälder in der Nähe hat. Sie liefern das für den Stellungs-, Brücken- und Unterstandsbau erforderliche Rohholz, sei es in unbearbeitetem Zustand, sei es nach Verarbeitung in eigens dazu angelegten Sägewerken. Nicht zu unterschätzen bleibt aber vor allem bei einem Winterfeldzuge die Bedeutung des Waldes als unerschöpfliche Quelle für Erzeugung menschlicher Unterstände, ja selbst zu Beleuchtungszwecken kann der Kienspahn hier und da sein Dasein fristen. Jeder Soldat weiß, daß der Wald im Kriege nicht zu entbehren ist.“ „Welche Bedeutung das Holz genommen hat“, meint Oberquartiermeister von Hammerstein, „ist im gegenwärtigen Kriege wohl erst mit aller Deutlichkeit in die Erscheinung getreten, wo Riesenhäere auf Kampflinien von nie zuvor geahnten Längen nicht nur ernährt und erwärmt, sondern auch untergebracht und geschützt werden mußten, wo der Wald die Holzbohle für den Unterstand, das Brennholz zum Baden und Kochen, Bretter, Bohlen und Balken für Unterstandsräume und vom Faschinenstrauch sowie Hindernispfähle und Mundhölzer aller Art bis zum Stamme schwersten Kalibers, d. h. so gut wie alles liefern mußte, was zum Ausbau der Stellungen und zum Schutz unserer braven Truppen erforderlich war. Sogar für das Bett des Soldaten hat der Wald indirekt die Holzbohle, für die Fußbekleidung den Holzüberwurf geliefert.“

Die Kriegsmarken der Alliierten. Der Krieg, der so viele alte Gewohnheiten und Liebhabereien vollständig beendet hat, bringt in den Ländern der Alliierten, wenigstens den Markensammlern, eine reiche Vermehrung ihrer Bestände. Neben den offiziellen Postkarten, die ja mit geringen Neuerungen dieselben geblieben sind, wurden namentlich in Frankreich und England eine Anzahl von Marken in den Verkehr gebracht, die zwar nicht als Postkarte dienen, aber aus einer Art Kriegsgewohnheit auf die Briefumschläge und Postkarten

gelebt werden. Fast jede Vereinigung und Gesellschaft, die irgendwie mit dem Krieg in Zusammenhang zu bringen ist, hat ihre eigenen Marken, und die Bünde, denen man hierdurch dienen will, sind höchst verschiedenartig. Abgesehen von den Wohltätigkeitsmarken, die den Lazaretten, Hilfsfonds und Unterstützungsunternehmungen neue Einkünfte zuführen sollen, gibt es auch sogenannte politische Merkmalen, die in jeder Weise der Propaganda dienen. Außerordentlich reichhaltig ist natürlich, wie ja in den Ländern aller Kriegführenden, die Zahl der roten Kreuz-Marken. In Frankreich sind auf diesen Marken die Kolonien in strahlenden Farben abgebildet. Man sieht Mächte aus Tunis und Marokko, aus Madagaskar und Indo-China. Tunis wird durch die Kuppel einer Moschee symbolisiert, die Marken von Marokko zeigen eine einsame kleine Karawane in der Wüste, und unter den zahlreichen Tiergestalten wurde selbst das grösste Bild eines Löwen nicht vergessen. Der englische Kriegsfonds zu Ehren Lord Roberts ließ es sich angelegen sein, die Bildnisse sämtlicher Herrscher, Politiker und Heldenführer der Alliierten in bunten Farben auf Marken zu drucken. Von Bonaparte bis zu den Königen von Serbien und Montenegro sind alle Regenten vertreten, neben Millerand und Gambetta darf natürlich auch Clemenceau nicht fehlen, und auch Frey und Joffe, der Admiral Jellicoe, ja selbst der „Maharadscha von Gwalior“ haben ihre Marken erhalten. Auch Kriegsbild-Marken gibt es in den verschiedenartigsten Ausgaben. Sehr häufig ist die symbolische Gestalt des Gottes Mars und des Vulkan, welcher letzterer die Munitionsindustrie der Alliierten vertritt, soll. Die Propagandamarken beziehen sich hauptsächlich auf den Wirtschaftskampf und zeigen Aufschriften, wie: „Frankreich, laßt keine feindlichen Erzeugnisse!“, oder „Italien, sichere deine Grenzen, sei unabhängig auf dem Warenmarkt!“ Einer wehmütigen Erinnerung an die verlorne Herrlichkeit König Alberts gillt der Markentwurf: „Vergeht nicht Belgien!“

Mehr Höflichkeit — mehr Geld. Die geringe Bereitwilligkeit der französischen Bürger, ihre im Kriege so dringend vom Staate benötigten Steuern pünktlich und in der geforderten Höhe zu zahlen, veranlaßt das „Journal des Débats“ zu einem Vorschlag, der seiner Originalität halber wiederzugeben zu werden verdient. Vielleicht könnte die Unlust der Steuerzahler vermindert werden, so meint das Blatt, wenn man ihnen durch höflichere Abfassung der Zahlungsaufforderungen entgegenkam! Zur Zeit des französischen Kaiserreiches z. B. war der Amtsschimmel von herrlicher Lieblichkeit. So wurde das Urteil der Calceenstraße in den Satz „dem Kaiser als Sträfling dienen“ eingeleidet. Und eine Steueranforderung hatte den Wortlaut: „Sie werden gebeten, es als angenehm zu empfinden, die nach dem Vorbruch vom König angeordnete Steuererklärung abzugeben. Der König hat keineswegs die Absicht, Ihre Finanzen zu schwächen. Aber da seinen Geboten gehorcht werden muß, rate ich Ihnen, dies zu tun, um sowohl Ihnen wie auch dem stets zu Ihren Diensten stehenden unterzeichneten Amte mühsame Unannehmlichkeiten zu ersparen.“

Das kriegsfreundliche London. Wer sich bisher versucht fühlte, den kühnen Wilsons Herz und Gemüt abzusprechen, wird durch die Kunde, die gegenwärtig durch die englische Presse über die kriegsfreundlichkeit in London verbreitet wird, eines Besseren belehrt. Wie der „Daily Chronicle“ berichtet, zeichnete sich die letzte in England abgehaltene Versammlung der Gesellschaft zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere durch die flammende Rede des Parlamentsmitgliedes G. Greenwood aus, der sich zum Beschützer für das Geschlecht der Katzen aufwarf. Da Herr Greenwood darüber trostlos ist, daß man oft in England Katzen findet, die sich in einem jämmerlichen Zustand befinden oder gar mit dem Hungertode ringen, schlägt er nichts Geringeres als einen Parlamentsbeschluß vor, dahingehend, daß alle Katzen in London und in größeren Städten Großbritanniens durch gesetzliche Verfügung mit einem Halsband versehen werden sollen, auf dem der Name und die genaue Adresse des Besitzers verzeichnet sind. Auf diese Weise sollten die Besitzer von Katzen, die die Tiere verkommen lassen, zur Rechenschaft gezogen werden können, während dem Dasein einer Unzahl herrenloser Katzen und Mäuser ein Ende bereitet werden soll. So rührend und von Herzen kommend dieser Vorschlag des englischen Parlamentsmitgliedes erscheint, so hat er doch nach echt englischem Prinzip einen durchaus praktischen Hintergrund, der auch einen argen Mißstand im öffentlichen Gesundheitswesen Eng-

lands verbingt. Schon öfter drangen während der letzten Kriegsmomente beunruhigende Nachrichten in die Öffentlichkeit, die besagten, daß unter den Katzen Englands infolge Verwahrlosung verschiedene ansteckende Krankheiten grassieren, die besonders die ärmere Bevölkerung und vor allem die Kinder bedrohen. Da trotz der verschiedenen Maßnahmen — darunter auch dem wahllosen und wenig tierfreundlichen Zusammenschleien der Katzen — diese Mißstände nicht beseitigt werden konnten und der immer zunehmende Ärztemangel in England die Lage noch kritischer gestaltet, erklärte sich die Tierfreundlichkeit des englischen Parlamentariers auf weniger ideale und für das englische Sanitätswesen nicht gerade schmeichelhafte Weise.

Der bedrohte Panamakanal. Die ungeheuren, gespannte Aufmerksamkeit, die der Weltkrieg in allen Kulturländern der Erde auf sich zieht, hat ein Ereignis, das in normalen Zeiten des größten Aufsehens erregt hätte, in Europa ziemlich unbesprochen vorübergehen lassen. Und doch ist der jüngste Erdbeben am Panamakanal, der aus Amerika herübergemeldet wurde, ein Vorfall von hoher Bedeutung für die internationale Schifffahrt. Er beweist, wie der Prometheus in einer außerordentlich interessanten Beschreibung der natürlichen und baulichen Verhältnisse des Kanals ausführt, daß die künstliche Durchfahrt noch immer — allen anders lautenden früheren Meldungen zum Trost — keineswegs als gesichert zu betrachten ist. Die Eröffnung des Panamakanals wurde seinerzeit als die Herstellung eines neuen Bindegliedes zwischen zwei Weltteilen gefeiert, das seit Jahrhunderten von den die Meere besahrenden Völkern ersehnt wurde. Aber trotzdem 40 000 Menschenkräfte 9 Jahre hindurch an der Vollendung des Riesenvorwerks beschäftigt waren, ist die ungeheure Aufgabe nach den letzten Erfahrungen nach wie vor als ungelöst zu betrachten. Seit Beginn der Arbeiten waren bis 1. August 1912 am Culabradurchschnitt zirka 18 Millionen Kubikmeter an Erdmassen in das Kanalbett bewegt worden. Das bedeutet, daß schon damals 22 Prozent aller im Culabradurchschnitt ausgegrabenen Erdmassen der Tätigkeit der Erdbeben zuzuschreiben sind, so daß bereits damals schon rund 21 bis 22 Millionen Kubikmeter dem ausgegrabenen Kanalmaterial als Aufschlag zuzugerechnet waren. Bis Neujahr 1913 hatten insgesamt 28 Wöschungabstürze stattgefunden, wobei der Umfang von Jahr zu Jahr wuchs. Noch kurz vor der Eröffnung des Kanalverkehrs im Frühjahr 1914 ließen die Amerikaner verurteilen, daß in etwa einem halben Jahre jede Absturzfahrt beseitigt sei. Nach der Betriebsübergabe am 15. August 1914 haben sich mindestens bis jetzt fünf Abstürze ereignet, durch welche die Sicherheit der Schifffahrt jedesmal schwer gefährdet wurde. Der letzte große Erdbeben hat den Panamakanal im Culabradurchschnitt am 8. Oktober 1915 auf rund 400 Meter gesperrt. Nach den offiziellen amerikanischen Berichten scheint es sich diesmal um einen sehr ernsthaften Unfall zu handeln. Die Entfernung der Verschüttungsmassen durch Dampfschaufeln ist diesmal sehr erschwert, da das Erdreich an einzelnen Stellen zu zerklüftet ist, um eine zweckmäßige Aufstellung der Dampfschaufeln zuzulassen. Die Frage, wie die Massen entfernt werden sollen, ist darum noch nicht gelöst. Doch ist anzunehmen, daß selbst wenn die Wiedereröffnung des Kanals bald ermöglicht werden könnte, die Gefahr eines neuen großen Erdbebens weiterbesteht, solange diese gewaltigen Mengen des bereits abgerutschten Erdreichs nicht entfernt sind. Und selbst dann erscheint die Lage wenig günstig, wenn die beiden in nächster Nähe des so wenig zuverlässigen Geländes befindlichen Höhen Gold Hill und Contractors Hill, die sich rund 150 Meter über dem Kanal erheben, eines Tages an der Bewegung teilnehmen sollten. Auch der Geologe Professor Miller von der Lehigh-Universität äußerte die Meinung, daß es mehrere Jahre währen wird, bis der Kanal wieder voll benutzbar sein dürfte. Manche Gelehrte, wie der Sachverständige des „Star Herald“, sind sogar der Ansicht, daß die Schifffahrt im Kanal stets Gefahren ausgesetzt ist, daß diese sich vielleicht verringern, aber nie gänzlich beseitigen lassen. Je mehr Material aus dem Zentrum des Kanals entfernt wird, um so mehr rutscht von den Höhen nach. Man schätzt die Beweglichkeit der Erdmassen auf zehn Millionen Kubikyards, von denen allein sechs Millionen im Kanalbett liegen. Sechseinhalb Monate Arbeit sind allein nötig, um die Erdmassen zu entfernen. Bis jedoch der Verkehr in vollster Sicherheit wieder aufgenommen werden kann, vergehen zwei Jahre.